

# Kollege Hund

Erhard Taverna

Der vierbeinige Kollege ist Motivator, Stimmungsmacher und Therapeut in Alten- und Behindertenheimen, Spitälern und Gefängnissen, in Schulen und auf Hausbesuchen. Wenn ein Hund in der Nähe ist, schütten Menschen vermehrt Glückshormone aus, sie leiden auch weniger unter Kopfschmerzen, Verdauungsproblemen und Müdigkeit. Tiergestützte Therapieformen sind im Aufwind, weil Kranke und Behinderte gegenüber Tieren oft ein unbefangeneres Verhalten zeigen. Sie nehmen mit ihnen leichter eine Verbindung auf, berühren sie, reden mit ihnen und finden Trost, was die Pflege und Fürsorge erleichtert. Dachverbände wie die International Association of Human-Animal-Interaction Organizations IAHAIO setzen sich für Qualitätsstandards ein, wie sie der Verein Therapiehunde Schweiz VTHS [1] oder «Pattes Tendues» in Genf vorbildlich umsetzen. Seit 1992 werden vom VTHS Menschen und Hunde zu Therapiehundeteams ausgebildet. Die unbezahlten Einsätze der Aktivmitglieder sind ehrenamtlich. Geeignet sind alle Rassen- und Mischlingshunde, die mit Artgenossen friedlich umgehen und zum Halter eine enge Bindung aufweisen.

Karin Schöb, geboren 1962, entdeckte schon früh als Reiterin die spontanen Reaktionen zwischen ihrem Pferd und zufälligen Passanten.

Nachdem die Kinder erwachsen waren, suchte sie eine neue Beschäftigung und liess sich während eines halben Jahres von Trainern des VTHS auf ihre neue Aufgabe vorbereiten. Herrin und Hund wurden sorgfältig auf ihre Eignung überprüft und bis zur Schlussprüfung mit zahlreichen Übungssituationen konfrontiert. Die therapeutische Hauptarbeit verrichten die beiden Hunde Leeroy, ein Neufundländer-Chou-Chou-Mischling, und Crown, ein Westhighland-Terrier. Frau Schöb achtet sorgfältig auf allfällige Stresszeichen ihrer Begleiter, wie sie während Krankenbesuchen auftreten können, denn die intensiven Begegnungen erfordern sehr viel Energie. So können die Tiere zu gähnen beginnen, sie hecheln und winseln, sie knurren oder werden plötzlich unruhig. Dann ist es immer Zeit, den Kontakt abzubrechen, denn es kann auch vorkommen, dass ein Hund nach einem Besuch völlig erschöpft ist. Oft begnügen sich die Besuchten mit einem Blickkontakt, häufiger wollen sie das Tier berühren und streicheln und in die Arme nehmen. Die Hunde sind auch an unsanfte und ungeschickte Bewegungen gewöhnt, zudem sind die Halsbänder leicht über einen Schnappverschluss zu lösen, falls sie doch einmal damit gewürgt oder zu sehr eingengt werden. Ziel ist in jedem Fall die Animation von zum Beispiel depressiven oder dementen Menschen zum Reden, zum Verlassen des Zimmers, bis hin zur tröstenden Begleitung beim Leiden oder Sterben. Ein wöchentlicher Besuch ist die Regel, denn die Hunde brauchen Ruhepausen. Wichtig, so Frau Schöb, sei eine gute Information der Betreuenden und Pflegenden durch die Leitung, da sonst Ablehnung und Widerstand häufig die Folge seien. Ein wichtiger Einwand, der allerdings zunehmend an Argumentationskraft verliert, ist der Vorwurf mangelnder Hygiene. Die Tiere haben einen Check-up beim Veterinär hinter sich, sie werden viermal jährlich entwurmt, vor jedem Einsatz gereinigt und schliesslich vor Eintritt mit einem Tuch noch einmal abgewischt. Im mitgebrachten Rucksack sind neben Spielutensilien auch Liegedecken, Kleberollen und Feuchttücher vorhanden.

Ein dankbares Publikum sind besonders die Kinder im Vorschulalter, die spielerisch das richtige Verhalten gegenüber freilaufenden und fremden Hunden an der Leine lernen. Hände an den Körper, wegschauen, ruhig stehen und nicht

1 [www.therapiehunde.ch](http://www.therapiehunde.ch)

\* Karin Schöb, Therapiehundeführerin, Nieschbergstrasse 6, 9100 Herisau.



zappeln oder weglaufen, Hunde nicht einfach berühren und deren Reaktionen richtig deuten. Manches Unglück wäre durch diese Erziehung vermeidbar. Da heute Hunde im Haushalt oft massiv infantilisiert werden, wirkt die Aufklärungsarbeit auch in die Familien hinein. Auch Oberstufenschüler könnten im Umgang mit Hunden etwas lernen, etwa, dass es wichtig ist, Hunde und allgemein Tiere als Persönlichkeiten zu anerkennen und zu respektieren.

Karin Schöb verbindet auf ihre feinfühligsten Art Tier- und Menschenkenntnisse mit pädagogischem Geschick und Mitgefühl für die Bedürfnisse kranker, einsamer oder behinderter Menschen. Sie ist überzeugt, dass die Leistungen geschulter Teams viele Chancen mit sich brin-

gen, die aber aus Unkenntnis zu wenig genutzt werden. Ärztliche und pflegerische Leitungen, Spitexdienste und Hausärzte, Kindergärtner und Lehrerinnen könnten das Angebot des VTHS noch besser in die tägliche Arbeit integrieren und Angehörige über diese Möglichkeit informieren.

Der Verein stellt Informationsmaterial zur Verfügung und erreicht seine Mitglieder vierteljährlich mit seinem dreisprachigen offiziellen Organ DOG. Jährliche Kursausschreibungen, Mitteilungen und sachliche Hinweise gehören zum Inhalt.

Nachdem kürzlich in der Schweizerischen Ärztezeitung zu recht von einer «Delphintherapie» abgeraten wurde, wird hier auf eine vernünftige und leicht praktikable Alternative hingewiesen.

## AD (unser aller Aufmerksamkeitsdefizit)

Enrico Danieli

Bevor die Filmvorführung auf der Piazza Grande von Locarno beginnt, werden, noch vor den neun Schlägen der Torre-Glocken, Festivalbesucher als Porträts auf der Grossleinwand gezeigt: die Köpfe der Zuschauer als (simultaner) Vorfilm: Viele dieser ungewollt Gefilmten lachen, machen (aus Scham?) Faxen, wenige wenden sich ab, doch die meisten von ihnen winken: Als wollten sie mit dem Winken auf sich aufmerksam machen, oder als wollten sie den übrigen Zuschauern ihre Anwesenheit mitteilen. Ein seltsames Verhalten, das uns allerdings gut bekannt ist aus allen möglichen (Live-)Fernsehübertragungen mit Zuschauern. Das Winken – früher wurde dem vorbeifahrenden Zug zugewinkt, den Abfahrenden nachgewinkt, es war stets ein Zeichen von Verbundenheit über Distanz hinaus – scheint die Menschen zu verbinden: doch heute in einem weiter reichenden Kontext: «Ich bin da, ich existiere, ich bin Teil von euch, schaut her: da bin ich!» Fast so als müsste man sich der eigenen Anwesenheit versichern, sich vor dem Verschwinden in der Anonymität bewahren.

Die Aufmerksamkeitsdefizite (im Rahmen des ADS wird von einer attention deficit trait, d. h. von einer ADS-Persönlichkeit, gesprochen, wenn Kinder mit ADS-Symptomatik – Zappelphilipp- oder Hans-Guck-in-die-Luft-Krankheit – ins Erwachsenenalter kommen und die Symptome der Aufmerksamkeitsstörung weiter andauern) scheinen sich weiter und weiter zu verbreiten und epidemische Ausmasse anzunehmen: Wie ist es sonst zu erklären, dass das Ich das beliebteste photographische Objekt ist? Nicht nur mit den



digitalen Kameras (und noch immer mit den als Relikte aus einer langsameren Zeit überlebenden Selbstphotomaten an Bahnhöfen), sondern mehr noch auf den Displays der Mobiltelefone erscheinen die Bilder von uns. Eine moderne Narzissmusform? Oder mehr noch ein tieflyingender existentieller Mangel: Bin ich (existiere ich) nur,

Korrespondenz:  
Dr. med. Enrico Danieli  
Via ai Colli 22  
CH-6648 Minusio

wenn ich abgebildet, abgelichtet bin? Nehme ich mich am besten wahr im Simultanzeitbild? Oder werde ich nur als Bild wahrgenommen: Bin ich erst im und durch das Bild, ist das Bild die – meine – Wirklichkeit, Schlüssel meiner Identität? Sind wir alle ADS-Kinder? Dass ADS-Experten in unserer hochtechnisierten Welt eine Gefahr für die Hirnentwicklung erkennen, ist gut belegt und bekannt: In immer weniger Zeit wollen oder sollen oder müssen wir immer mehr Aufgaben bewältigen: Dinge gleichzeitig zu tun – multitasking – ist Zeitbefehl. Nicht verwunderlich, dass ein grosser Fernsehkonsum und viel Beschäftigung am Computer eine bedeutende Rolle spielen bei Entstehungen von Aufmerksamkeitsproblemen. Wobei vielleicht nicht einzig die Aufmerksamkeit, sondern vielmehr auch die Wahrnehmung gestört erscheint: Ich werde nur wahrgenommen, wenn man mir Aufmerksamkeit schenkt.

In einer sich mehr und mehr nivellierenden Welt erstaunt es nicht, wenn es uns drängt, auszurechnen aus dem Einerlei und wenigstens als Bild für einen Augenblick Bestand zu haben. Doch im Gegensatz zu den analogen Bildern früher – mit dem photographischen Akt des Stillhaltens, des Auslösens, mit dem Negativabzug, mit dem Aufscheinen des Bildes im Prozess des Entwickelns – mit ihren Retardierungszeiten entstehen die heutigen digitalen Bilder in Echtzeit: Es existiert, da es kein Negativ mehr gibt, nichts «Aufgeschobenes» mehr: Wir sind da und sind gleichzeitig Bild: In der von Bildern überschwemmten Zeit bleibt uns nicht einmal mehr Zeit, um zum Bild zu werden. Zusammengefasst heisst das: Wichtiger ist das Bild an sich als das, was es beinhaltet (vergleichbar mit: Sprache ist wichtiger als das, was sie bedeutet). Umgekehrt drängt sich auch der Verdacht auf, dass der einstige Stillstand in der Bildentstehung kompensiert wird durch den Akt der Vervielfältigung: Der Akt des Herstellens unzählbarer Reproduktionen aber führt zum Überdruß, weil ein und dasselbe

Ereignis x-fach verbreitet einen Nullpunkt an Informationen liefert. Das Echtzeitbild zeugt von etwas, das in der Vergangenheit nicht existiert, es beraubt uns dieser Lebensdimension: Doch die Abwesenheit von Vergangenheit in digitalen Bildern bedeutet gar nichts. Denn das Ende selbst, als Echtzeitbild, wird es nicht mehr geben, es ist verschwunden: das in allen Diskussionen und als Beweislast herumgeisternde Reale ist nicht mehr, fasziniert sind wir einzig noch von seiner Unmittelbarkeit, von seiner Vervielfältigung und damit von seiner Verflüchtigung und schliesslich von seiner Auflösung ganz ohne Spuren.

Im Festivalfilm «Nordwand» – gefilmt von einem deutsch-österreichisch-schweizerischen Team – wird die im Jahre 1936 in deutscher Erobererlaune durchexerzierte Eigernordwandbesteigung – mit fatalem Ende – erzählt: Zum Imperativ des uns wohlbekannten Immerschneller, Immerweiter, Immerhöher, Immerisikoreicher, Immerextremer kommt der Wille, jede Grenze zu sprengen, hinzu. In einer zum globalisierten Weltdorf verkommenen Welt ist dabei die mediatisierte (und entsprechend inszenierte) Aufmerksamkeit ein zentraler Grund zu einer als zwanghaft zu bezeichnenden Steigerung zum Immerhöherhinaus, zum Brechen aller Widerstände: lieber das Leben als den Erfolg preisgeben. Die mörderischen Arenen (seien es Berge oder Meere, Himmel oder Wüsten) werden auch und vor allem zwecks Aufmerksamkeitsausschöpfung aufgesucht. Das Prinzip Steigerung verkommt zu einem Rekord-Höhen-Tiefen-Weiten-Rausch (mit Zuschauern) ohnegleichen. Alles, Film und Gefilmte, so macht es den Eindruck, erleiden ihre persönlichen Formen von Aufmerksamkeitsverlusten mitsamt deren Kompensationen mit und im Bild. Längst sind wir demnach in den Kreis der ADS-Patienten und/oder -Agenten eingetreten, ganz so, als würden schon seit langer Zeit die Störungen der Hirnentwicklung unser Dasein bestimmen und in fataler Richtung verändern.